

Die Drusen

Autor(en): **H.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ins Händchen! Und nun gehst du heim, gelt?“ Ihre Stimme hatte so weich geklungen wie vor Jahren, und über ihrem falligen Gesichtchen lag ein warmer Schein. Das Kind nickte schluchzend und verließ, die Blumen vor sich hertragend, den Friedhof. Der Friedhofsgärtner kehrte sich unwillig ab und brumte etwas von schrulligen Altkundern und verrohender Jugend. Jungfer Christine schien ihn nicht zu verstehen. Sie trug ein Lächeln um den Mund, das ihrem schlichten Gesicht eine seltsame, feine Ueberlegenheit verlieh und sie mir noch lieber machte. Ich strich ihr leise über die rauhe Arbeitshand: „Sie haben die Kinder immer noch sehr lieb?“ Sie nickte strahlend: „Ja, Kinder! Ich weiß mir nichts schöneres als Blumen und Kinder. Und — meine Toten.“

Ich schaute sie verwundert an. Eben hatte sie erklärt, hier keine Verwandten zu besitzen, und nun redete sie von ihren Toten. Sie gewahrte meine Verwunderung und sagte: „Sie werden mit Recht denken, daß ich mich widerspreche. Das Kind, das dort weinend davoneilt, erinnert mich an ein Jugenderlebnis, darf ich Ihnen erzählen, wie ich dazu kam, „meine“ Toten zu sagen, obgleich mir hier im Friedhof niemand blutsverwandt ist? Aber wird es Sie auch nicht langweilen?“

„Im Gegenteil; jede Kleinigkeit aus Ihrem Leben wird mir wertvoll sein.“

Wir schritten langsam unter den Platanen auf und nieder, da sich schüchterne Seelen im Gehen leichter öffnen, als wenn die prüfenden Augen gegenüberstehen. Jungfer Christine erzählte erst zögernd, dann immer lebhafter und wärmer werdend:

„Ich mag Sie nicht mit der Schilderung meiner Jugend belästigen. Ich könnte leicht meinen Eltern unrecht tun, und das möchte ich nicht. Sie litten wohl selber unter ihrem innern und äußern Ungemach. Vielleicht, daß aber wir Kinder noch mehr litten; denn wir waren alle kränzlich und darum übermäßig empfindlich. Besonders ich war ein heftiges Kind, oft fast schwermütig und oft ausgelassen fröhlich. Es muß für meine Eltern schwer gewesen sein, mich zu erziehen. Ich weiß nicht, ob sie uns überhaupt erzogen haben; ich hörte das Wort wenigstens erst viel später. Sie waren ja so arm und mit Arbeit überladen, daß sie uns wohl einfach auf der Gasse wild wachsen ließen. Mich wollte aber nicht einmal die Gasse haben. Ich war ihr zu zart. Besonders meine trüben Tage boten der Gassenjugend viel Stoff zu Spott. Wenn es gar zu toll zuging, versteckte ich mich in einem Treppenwinkel und sann gehörten oder selbsterfundene Geschichten nach. Je tiefer ich in die Entwicklungsjahre kam, desto unglücklicher fühlte ich mich. Meine Kameradinnen entwickelten sich kräftig, wurden frühreife Fabrikmädchen. Ich blieb bleich und ohne gesunde Farbe und litt sehr darunter, da ich Schönheit, in welcher Form sie mir auch begegnete, innig verehrte. Vielleicht war es gut, daß ich so unscheinbar blieb. Ich wurde so vor manchem verschont, was meine Kameradinnen Glück haben nannten. In jener Zeit lief ich in meiner Unruhe oft auf den Friedhof. Es war so still dort, daß ich mich wie in einer Kirche geborgen fühlte und manchmal stundenlang hinter einer verwilderten Weide saß. Ich bekam mit der Zeit ein seltsam vertrautes Verhältnis zu den blühenden Gräbern, die ich als Gartenbeete lieb gewann. Aber warum waren so viele Gräber mit Gras überwuchert? Es war mir jedesmal, als liefen die Besucher der gepflegteren Gräber über mein Herz, wenn sie achtlos auf die armseligen Grabstätten Vergessener traten. Sie werden meine Gefühle vielleicht übertrieben finden, aber alles mußte ich so tief und leidenschaftlich mitempfinden. Ich weiß nicht, war das ein Segen oder ein Fluch.“

Natürlich erzählte ich keinem Menschen von meinen Besuchen. Wie hätten sie mich ausgelacht! Es suchte mich nie jemand auf dem Friedhof, und ich konnte so ungestört meinen Träumen nachsinnen und sogar Bücher lesen, die mir einer unserer ehemaligen Lehrer lieb.“

Sie machte eine Pause und ich hing meiner Beschämung nach, daß ich auch hier mich wieder einmal getäuscht und zu sehr nach der Dürftigkeit der äußern Erscheinung auch auf innere Bedürfnislosigkeit geschlossen hatte. Das fahle Gesichtchen neben mir hatte durch die tiefer werdende Dämmerung alle seine Falten und Fältchen verloren und etwas geschlossenes Edles geschenkt bekommen. Jungfer Christine gab sich einen kleinen Ruck und erzählte aufatmend weiter:

„Einmal als ich wieder den Friedhof aufsuchte, kam mir plötzlich ein Gedanke. Kaum hatte ich das Tor hinter mir geschlossen, als ich auch schon auf einen übervollen Rosenbusch zulief und mit beiden Händen hellrote Hängerosen pflückte. Dann lief ich durch die Reihen und streute sie auf alle die verwilderten Gräber. Ich fühlte mich so reich und flüsterte in meinem Eifer halblaut vor mich hin: So, so, dich haben sie auch vergessen! — Auf die Kindergräber ließ ich die kaum aufgeblühten Knospen fallen. Als ich eben zu dem Strauch zurückeilen und neue Rosen holen wollte, faßte mich eine Männerfaust an der Schulter und der Friedhofsgärtner schrie mich mit heiserer Stimme an: Was soll das heißen? Blumen stehlen? Sündhafter Frevel! Solche Friedhofschändung ist mir meiner Lebtag noch nie vorgekommen! — Ich begriff nicht recht, was er meinte und lächelte noch immer vor mich hin, glücklich über mein Schenkendürfen. Da wurde er noch zorniger und wies nach dem Tor: Daß ich dich nicht so bald wieder hier antreffe! — Diese Ausstößung war für mich ein heftiger Schlag. Ich bin oft um die Mauer geschlichen, hineingewagt aber habe ich mich lange, lange nicht mehr. — Jetzt aber darf ich wieder hinein. Und nun wissen Sie auch, warum ich in meinem Gärtchen so viele Blumen pflanze. Wollen Sie mitkommen zu meinen Toten?“

Ich nickte wortlos und folgte der kleinen Gestalt durch die schmalen Wege.

„Da liegt unsere alte Kranzfrau. So nannten wir die lahme Frau, die immer vor hohen Feiertagen selbstgewundene Kränze verkaufte. Es wäre doch widersinnig, wenn sie ohne Blumen schlafen müßte. — Und hier das rötliche Steinkreuz in der Ecke“ — sie senkte die Stimme zu einem Flüstern herab — „hier liegt eine Selbstmörderin begraben, ein vornehmes Fräulein. Ihre Mama fährt immer zweispännig zur Kirche, und die Tochter, die nichts schlummeres tat, als daß sie nicht von ihrem armen Liebsten lassen wollte, bekommt nie ein Blümlein aus dem großen Park. Die bekommt immer weiße Blumen von mir, weil sie früher so schlank und weiß an uns vorüber ging.“

„Sie kannten sie also näher?“

Jungfer Christine erschraf. „Wo denken Sie hin? Wie hätte sie mich sehen oder gar mit mir sprechen können!“ Ein triumphierendes Lächeln lief über ihr Gesicht. „Aber nun muß sie's halt schon dulden, daß ich Geringe ihr Blumen bringe.“ Jungfer Christine legte ihre weißen Aemulonen nieder und blieb unschlüssig stehen. Ich erriet ihre geheimen Gedanken und drückte ihr, Abschied nehmend, die Hand: „Jungfer Christine, ich werde noch oft zu Ihnen zurückkehren.“

Dann verließ ich den Friedhof. Als ich mich noch einmal umwandte, sah ich die schmale Gestalt vor einem Grabe knien und die letzten roten Dahlien mit liebevoller Sorgfalt in ein Glas ordnen.

Die Drusen.

Kurz vor Weihnachten brachten die Tageszeitungen eine Menge abenteuerlicher Berichte über die Vorgänge in Syrien, wo in blutigem Kleinkrieg das kleine Völklein der Drusen sich gegen die französische Oberaufsicht erhob und dieses fremde Regime mit List und grausamer Gewalt abzuschütteln suchte, wie die Riffabylon an der Mittelmeerküste Marokkos. General Gamelin, der Oberbefehlshaber des französischen Expeditionsheeres hatte unter ungeheuren Schwierigkeiten bald da, bald dort in der syrischen Stadt Damaskus



Damaskus,
die Hauptstadt Syriens, am Rande der syrischen Wüste, durch die Eisenbahn
verbunden mit Beirut und Jaffa an der Küste des mittelländischen Meeres,
Ausgangspunkt der Linie nach Mekka.

und in deren weiteren Umgebung gegen Meutereien, Handstreichs, Ueberfälle und Morde vorzugehen, wobei namentlich der syrische Bandenführer Hassan el Kharat, Syriens verwegentester, abenteuerlichster Räuberhauptmann mit seinen sechzig Mordgesellen eine besondere Berühmtheit erworben hat, die uns ganz an Ali Baba und die vierzig Räuber erinnert. Ohne weiter auf diese unerfreulichen kriegerischen Ereignisse einzutreten, möchten wir unsere Leser im Anschluß an die nebenstehenden Illustrationen etwas bekannt machen mit diesem morgenländischen Volksstamm der Druzen. Nördlich von Palästina, dem heiligen Lande, erhebt sich das gewaltige, breitgewölbte Horstgebirge des Libanon bis zu einer Höhe von 3000 Meter. Von den prächtigen, berühmten Zedernhainen, die das jetzt waldarme Gebirge im Altertum bedeckten, von denen die Könige des alten Testaments das Bauholz für ihre Tempelbauten bezogen, ist nur noch ein kümmerlicher Rest vorhanden. Die Täler, von zahllosen Gletscherbächen durchflossen, sind von üppiger Fruchtbarkeit, und an den Bergabhängen, wo künstliche Bewässerung das Wachstum fördert, haben die fleißigen Bewohner bis weit hinauf Stufen angelegt, die einen gartenähnlichen Anbau zeigen. An den Südhängen des Libanon haben die Druzen seit Jahrhunderten ihre Wohnstätten aufgeschlagen. Ihr Haupthandelsplatz ist Damaskus, eine der ältesten Städte der Erde. Es liegt in einer großen, von den Bächen des Gebirges bewässerten üppigen Dase. Ertragreiche Felder, Fruchtgärten und Dattelhaine umgeben die Stadt, die der Araber mit Stolz als das Auge der Wüste bezeichnet. Damaskus hat durch Jahrtausende hindurch seine Größe bewahrt. Es ist der Kreuzungspunkt mehrerer Karawanenstrassen und wie schon im Mittelalter, auch heute noch berühmt durch die Herstellung feiner, golddurchwirkter Seidenstoffe (Damast) und vorzüglicher Stahlwaren (Damaszenerklingen). Die ganze Nation der Druzen zählt heute noch ungefähr 100,000 Seelen. Sie sind ein schöner, kräftiger tapferer Menschengeschlag. Ihre Gastfreundlichkeit und ihr Fleiß haben ihnen unter den benachbarten Syrerstämmen viel Ansehen eingebracht, aber ebenso wohlbekannt sind ihre Rachsucht und Grausamkeit sobald es gilt, nationale Interessen zu wahren. Sie bilden eine Adelsrepublik mit gelegentlich an die Spitze tretenden Führern, die aus den edeln Druzenfamilien stammen und sich Emir (d. i. Gebieter) oder Scheich (d. i. Veltester) nennen. 1860 haben die Druzen unter den christlichen Maroniten, einem Nachbarstamme, ein furchtbares Blutbad angerichtet, wobei 20,000 Menschen grausam hingemetzelt wurden, was schon damals die türkische Regierung bewog, gegen das ungebärdige Volk einzuschreiten. Das ganze Gebiet wurde unter die Regierung eines christlichen, aber nicht dem einheimischen Adel entnommenen Chefs gestellt, der den Titel Pascha (d. i. Fußstübe des Königs) erhielt. Viele Druzen ließen sich damals

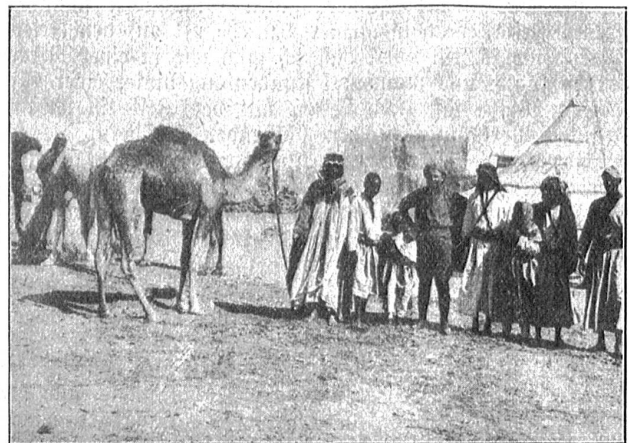
dieses schwere Joch nicht aufzwingen und wanderten aus, in unbewohnte, fruchtbare Gegenden des Ostjordanlandes. Die Zurückgebliebenen beugten sich scheinbar unter der zu harten türkischen Regierung, bis in den Jahren 1895/96 neue blutige Aufstände der Druzen der türkischen Mißwirtschaft ein Ende bereiteten.

Die Religion der Druzen ist heute noch wie vor alter Zeit eine merkwürdige Geheimlehre, ein buntes Gemisch von mohamedanischen, christlichen und altperischen Glaubenssätzen. In bezug auf diese Religion teilt sich das Volk ein in Wissende, Eingeweihte und Unwissende. Letztere sind der aller religiösen Erkenntnis ermangelnde große Haufe, erstere bilden einen von Vermögen, Rang und Geschlecht unabhängigen Orden von verschiedenen Graden, worin der gemeine Bauer mit dem vornehmsten Emir gleichberechtigt erscheint. Sie nennen sich Befenner der Einheit Gottes und ihr Glaube legt auf den einigen, reinen Gottesbegriff großes Gewicht. Gott hat sich ihnen wiederholt geoffenbart, zuletzt 1021 n. Chr. In ihren heiligen Schriften finden sich die genauen Aufzeichnungen über diese Menschwerdungen und auch die Offenbarung, daß Gott 1021 n. Chr. von der Erde verschwunden ist, um den Glauben seiner Diener auf die Probe zu stellen; aber er wird zu seiner Zeit wiederkommen mit Macht und Herrlichkeit, um seinen Getreuen das Reich der Welt zu verleihen.
Dr. H. G.

Aus der politischen Woche.

Nach der Genfer Tagung.

Man sprach von einer Katastrophe in Genf, die die Völkerbunds-idee ins Innerste getroffen habe. Es gab Leute, die frohlockten und glaubten, den Zusammenbruch des Völkerbundes in seiner heutigen Form konstatieren zu dürfen. Man spottete über den Beschluß der Versammlung, der einem Vollziehungskomitee zur Errichtung eines Völkerbunds-palastes in Genf einen Kredit von rund 17 Millionen Franken zur Verfügung stellte. Wofür ein solches Palais, da doch offensichtlich der geistige Grund wankt, auf welchen es zu stehen kommen soll? Die Nationalisten aller Länder triumphieren: Seht die Kraft, die im Völkerbund wie überall den Ausschlag gibt, ist doch die des nationalen Egoismus; das ist nicht zu ändern und wird so bleiben, so lange die Welt steht. Und das Volk wird unterdrückt und hintangesetzt werden, das diese Tatfache verfennt und seine nationalen Ansprüche aufgibt zugunsten des weniger naiv denkenden und strupellos zugreifenden Nachbarn. Nun, die Feinde aller Völkerverständigung auf der Grundlage gemeinsamer Interessen haben zu früh jubiliert. Schon heute zeichnet sich die neue Situation ziemlich deutlich vom weltpolitischen Hintergrunde ab. Der Völkerbund wird nicht zusammenkrachen. Die Krise ist kaum mehr als eine „Wachstumserscheinung“, wie Briand sich ausdrückte.



Ein typisches Beduinendorf.